




KRANKENHAUS
ST. ELISABETH &
ST. BARBARA

Erinnerungen

130 Jahre Krankenpflege in Halle (Saale) mit den
Ordensschwestern von der heiligen Elisabeth

Erinnerungen

130 Jahre Krankenpflege in Halle (Saale) mit den
Ordensschwestern von der heiligen Elisabeth

1891 - 2021



2021

Obere Reihe (von links)

Sr. M. Stefania Scholz
Sr. M. Beate Lange
Sr. M. Gerburgis Bahr
Sr. M. Celina Lemke
Sr. M. Andrea Händler
Sr. M. Andrea Salabura
Sr. M. Magdalena Hagenow
Sr. M. Pasilia Fritzsehe

2. Reihe (von links)

Sr. M. Adeline Grakisch
Sr. M. Silvia Moska
Sr. M. Angelika Moska
Sr. M. Daniela Gärtner
Sr. M. Carola Passon
Sr. M. Katharina Brodhun

Unterste Reihe (im Sitzwagen) von links

Sr. M. Martina Rudisch
Sr. M. Hedwig Pohl



Sr. M. Dominika

Abschied

130 Jahre Schwestern von der hl. Elisabeth in Halle – diese Ära geht nun zu Ende. Die Niederlassung wird aufgelöst, die letzten 16 Schwestern versetzt, das Haus ausgeräumt. Zurück bleiben ein gut funktionierendes, anerkanntes Krankenhaus mit zwei Standorten in der Stadt und jede Menge Erinnerungen an die Zeit mit den Schwestern bei den Mitarbeitern, bei ehemaligen Patienten und vielen Bürgern – Christen und Nichtchristen – in der Stadt Halle.

An die 900 Schwestern haben im Laufe der Jahre in Halle gelebt und gearbeitet, manche nur eine kurze Zeit, einige ihr ganzes Ordensleben. 502 davon sind in Halle gestorben und wurden auf dem Südfriedhof begraben. Manche Schwestern (hoffentlich die meisten) waren liebenswürdig, andere weniger. Es gab Schwestern, bei denen die Schülerinnen gern auf Station waren, andere waren gefürchtete „Ösen“, um die man lieber einen großen Bogen machte. Es gab Frauen darunter, die in ihrer frommen Berufung mit beiden Beinen fest auf der Erde standen, andere wirkten manchmal wie verloren in dieser Welt.

Kurz: die Schwestern waren so verschieden, wie Menschen nun mal verschieden sind.

Worin alle diese Frauen gleich waren, das war ihr Lebensstil, ihr persönlicher Einsatz für eine gute, umfassende Betreuung der Patienten mit Herz und Barmherzigkeit und – als sichtbares Zeichen – ihr Ordenskleid. Auch, wenn sich das Aussehen der Schwestern im Laufe der vergangenen 130 Jahre dreimal (1924, 1962, 1971) änderte, so war jede von ihnen doch immer schon von weitem als Elisabeth-Schwester erkennbar. Ihr äußeres, für manche recht exotisch wirkendes Erscheinungsbild war, wie jedes Etikett, Hilfe und Problem zugleich. Durch die Entscheidung, am Krankenbett und im Alltag das Ordenskleid zu tragen, bringt jede Schwester in jede Begegnung nicht nur sich selbst in ihrer persönlichen Individualität ein, sie ist immer auch Vertreterin für Kirche, für Christentum, für Gläubigkeit. Und je nach den damit verbundenen Vorerfahrungen, begegneten den Schwestern viele Menschen mit einem hohen Vertrauensvorschuss, für andere war das Kleid „ein rotes Tuch“ oder zumindest Barriere für eine offene Kommunikation.



Diese Sichtbarkeit von Kirche und Glauben machte in den vergangenen Jahrzehnten einen wesentlichen Teil des Profils des Krankenhauses St. Elisabeth und St. Barbara aus. Wer das Haus betrat, wusste in dem Moment, wenn er an der Pforte auf eine Ordensschwester traf, dass er in einem katholischen Krankenhaus war.

Seit Gründung des Krankenhauses bemühte man sich auf vielfältige Weise, die immer gegebene Diskrepanz zwischen dem, durch die Präsenz der Ordensschwestern gesetzten, Etikett „christliches Krankenhaus“ und der im Krankenhausalltag erfahrbaren Realisierung der christlichen Werte möglichst gering zu halten. Durch das „Vorhandensein“ der Ordensschwestern war man aber – vor allem in der Außenwirkung – für die Erkennbarkeit des christlichen Profils von EK und BK nicht nur auf den Durchdringungsgrad der christlichen Werte in der Mitarbeiterschaft angewiesen. Es sei dahingestellt, ob das nur positiv ist. Eine Hilfe und Unterstützung für die Identität und Identifizierbarkeit katholischer Sozialeinrichtungen ist es sicher.



Durch den Weggang der Schwestern muss das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara in Halle nun auf diese Ergänzung verzichten und das ist sicher ein Verlust. Weil die Schwestern aber in den letzten Jahren vielfach erfahren haben, dass es viele, sehr viele Mitarbeiter im Krankenhaus gibt – auf allen Hierarchieebenen, in allen Bereichen und unabhängig von der persönlichen Religions- oder Konfessionszugehörigkeit, die großen Wert darauf legen, dass das Krankenhaus das bisherige Profil behält und verdeutlicht, ist ihr Abschiedsschmerz nicht ohne Zuversicht. Sie dürfen die begründete Hoffnung haben, dass man sich auch in Zukunft nicht nur um die Verwirklichung der Werte bemüht, sondern mit Phantasie und Kreativität andere, neue, zeitgemäße Zeichen entwickelt, die – ähnlich wie das Ordenskleid der Schwestern – eindeutige Hinweise auf den christlichen Charakter des Krankenhauses in Halle sind. Bei diesem Bemühen wird sie das Gebet der Schwestern auch in Zukunft begleiten und unterstützen.

130 Jahre sind eine lange Zeit. Wenn es, wie in vielen Abschiedsworten zum Ausdruck gebracht, eine gute und segensreiche Zeit war, dann soll es uns recht sein. Mehr haben die Schwestern vor 130 Jahren nicht gewollt. Dafür, dass „nebenbei“ ein großes Krankenhaus entstanden ist, von dem zu hoffen ist, dass in ihm auch in Zukunft etwas vom Geist der heiligen Elisabeth zu spüren ist, dürfen wir Gott und vielen engagierten, fachkundigen und fleißigen Mitmenschen danken.

Im Namen aller Schwestern, die jemals in Halle gelebt haben und nach dem Beispiel der heiligen Elisabeth die Menschen in Leid und Not froh machen wollten, grüßt herzlich

Sr. M. Dominika Kinder



Den Auftrag weiter leben

Wir verabschieden uns von den Schwestern von der heiligen Elisabeth in Halle. Der Fortgang „unserer“ Schwestern ist eine Zäsur. Aber ist er auch ein Ende? Ich denke nicht. Das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara hat eine feste Basis, die vor 130 Jahren von eben dieser Kongregation, von Persönlichkeiten mit Mut, festem Glauben und Pioniergeist geschaffen worden ist. Von den Schwestern konnten und können wir viel lernen. Sie haben allen Menschen, die in unserem Krankenhaus gearbeitet haben und arbeiten mit auf den Weg gegeben, in jeder Situation das Mögliche zu tun. Und sie haben es vorgelebt. Unverzagt. Stets auf der Suche nach immer besseren Lösungen. Mit hoher Disziplin, aber auch mit aufrichtiger Freude am Arbeiten in der Gemeinschaft.

Unsere Aufgabe als Krankenhaus ist es, den Blick auf die Hilfesuchenden zu richten. In unserem Krankenhaus, das sich zurecht auch mit „High Tech“-Medizin zeigt, zählen in letzter Konsequenz weder Instrumente noch



Einzeleinstellungen, sondern das gemeinsam Geschaffene. Unsere Patienten bringen nicht nur ein körperliches oder seelisches Leiden mit. Sie haben Fragen und erwarten Orientierung. Für mich ist klar: Nur wer selbst über Orientierung verfügt, kann sie an andere weitergeben. Wirtschaftliche Stabilität und medizinische Exzellenz sind für unser Krankenhaus wichtige Mittel zum Zweck. Den langfristigen Erfolg verspricht aber die Erkenntnis, dass nur, wer die Richtung kennt, das Ziel erreichen kann. Deshalb ist der Auftrag der Schwestern von der heiligen Elisabeth so wichtig für uns.

Leicht ist dieser Weg nicht – und er war es nie. Die Mühen der derzeitigen weltweiten Gesundheitskrise lassen uns vergessen, was

den Gründerinnen unseres Krankenhauses an Flexibilität und Beharrlichkeit abverlangt worden ist – über gleich mehrere politische Systeme und große Krisen hinweg. Die Schwestern haben unser Krankenhaus nicht nur durch ihre Arbeit mitgetragen. Sie haben die Mitarbeitenden aus allen Berufsfeldern immer wohlwollend begleitet und angespornt, Nähe zu ihrer Tätigkeit und zu unseren Patienten zu empfinden – und diese auch zu zeigen. So ist unser Krankenhaus von einer dringend benötigten medizinischen Versorgungseinrichtung in Halle zu einem Ort inmitten der Stadt geworden, an dem Jeder und Jede etwas für sich entdecken kann. Mehr als ein Krankenhaus. Wir wollen gesellschaftspolitisches Forum und verlässlicher Partner sein. „Gemeinde auf Zeit“ für Patienten und Mitarbeitende gleichermaßen. Ohne das Beispiel der Schwestern hätte sich ein so hoher Anspruch vermutlich manches Mal im medizinischen Alltag verloren.

Wie also geht es weiter? Ich denke, vor allem „Wert-voll“. Das Wertegerüst unseres Hauses ist stark, aber es ist kein starres Korsett. Es fußt auf dem Beispiel der Kongregation, spiegelt sich in unseren Handlungen wider und entwickelt sich weiter. Unser Kranken-

haus steht für christliche Medizin. Das bedeutet unter anderem, dass der Wille des Patienten oberstes Gebot ist und bleibt. Wir haben ein Seelsorge-Team, das mit immer neuen Ideen und wachem Interesse am Gespräch, aber auch am Handeln daran mitarbeitet, christliches Krankenhaus erfahrbar zu machen. In unseren Projekten und Vorhaben finden sich so viele Wesenszüge der Kongregation wieder. Medizinische Angebote, die unsere Patienten ein Leben lang begleiten. Von den Himmelswunsch-Ballons für die Neugeborenen über unsere spezialisierten Kliniken hin zu einer Sterbe- und Trauerkultur, die vielen Menschen echten Halt gibt. Ob „Engel der Kulturen“, „Tränenweihnacht“, Gesundheitsversorgung für Geflüchtete, Elisabethtisch oder Familienbegleitung: Unser Ziel ist es, Menschen zu stärken, statt sie zu stigmatisieren. Auch damit stehen wir fest in der Tradition der Schwestern von der heiligen Elisabeth.

In der Mitverantwortung für unser Haus habe auch ich viele Gemeinsamkeiten mit den Schwestern entdecken können. Möglichkeiten eröffnen und Angebote machen gehören ebenso dazu wie pragmatische Sparsamkeit und überlegte Zurückhaltung, wo sie erforder-



lich sind. Um für andere da sein zu können, müssen wir selbst stark bleiben.

Im Namen aller Kolleginnen und Kollegen, die im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara ihren Dienst tun, möchte ich den Schwestern danken. Dafür, dass sie unseren Blick geweitet haben. Sie haben uns vor Augen gehalten, dass es neben dem Bestreben, Krankheit zu heilen oder zu lindern so viel mehr am Menschen zu erfahren gibt, an das es anzuknüpfen gilt.

Ich wünsche den Schwestern von der heiligen Elisabeth von Herzen, dass sie Halle mit Zuversicht und Genugtuung verlassen. Behalten Sie uns und Ihre Stadt Halle (Saale) in froher Erinnerung!

Es grüßt Sie herzlich

Thomas Wüstner
Geschäftsführer



Die Anfänge der Elisabethschwestern in Halle

Die Niederlassungen und Krankenhäuser der Elisabethschwestern in Halle entwickelten sich in enger Verbindung mit der katholischen Gemeinde in der Stadt. Nach der Reformation entstand erst 1808 wieder eine katholische Pfarrei in Halle. Ihre Gottesdienste feierte sie im Bildersaal der Residenz. Als die Gemeinde im Jahr 1880 auf 2600 Mitglieder angewachsen war, reichte dieser Raum nicht mehr aus. 1883 kaufte man für einen Kirchenbau ein Grundstück in der Mauerstraße.



Pfarrer Franz Wilhelm Woker (1874–1892), der damals die treibende Kraft war, vertrat den Standpunkt: „Ich will keine neue Kirche, ehe nicht für die Armen meiner

Gemeinde gesorgt ist.“ Daher gründete man 1890 in der katholischen Gemeinde einen Verein zur „Pflege der Kranken, Armen, Witwen und Waisen, zur Linderung der Not in den schwersten Stunden des Lebens, in den Schmerzen der Krankheit und des Todes“.

Der Verein sammelte erfolgreich Geld für ein katholisches Krankenhaus und eine Niederlassung katholischer Krankenschwestern.

Noch im selben Jahr 1890 traf die damals erforderliche staatliche Genehmigung für die



Schwesternstation ein. Am 31. Januar 1891 kamen die ersten vier Elisabethschwestern und fanden Unterkunft bei dem katholischen Schneidermeister Ochsenknecht im Graseweg 16. Die Leitung der Gruppe hatte die spätere Provinzoberin Schwester M. Jucunda Pohl.

Als die Schwestern nach Halle kamen, war ihre Gemeinschaft noch jung. 1842 hatten sich in Neisse (Schlesien) vier junge Frauen zusammengetan, um auf eigene Kosten Kranke, die ohne Versorgung waren, in deren Wohnungen zu pflegen.



Clara Wolff, von der die Initiative ausgegangen war, sagte über ihre Motive: „Der liebe Gott hat mir schon früher eingegeben, wie gut es wäre, wenn es Men-

schen gäbe, die sich der Pflege aller Kranken ohne Unterschied des Standes unentgeltlich unterzögen, und da ich darüber viel nachgedacht und auch darüber gesprochen hatte, so haben sich noch einige Mädchen gefunden, welche so dachten und fühlten wie ich.“ Sie

hatten bald viele Patienten, fanden aber auch Gegner, weil ihr Anliegen der ambulanten Krankenpflege damals noch etwas Ungewöhnliches war. Die Auseinandersetzungen führten dazu, dass sich die Gruppe zunächst auflöste.



Zwei der Gründerinnen, Maria Merkert und Franziska Werner, unternahmen 1850 einen zweiten Versuch, der zum Erfolg führte. 1859 erhielt ihre Gemeinschaft die bischöfliche und 1871 die päpstliche Anerkennung. Da die Schwesterngemeinschaft einen staatlich anerkannten Rechtsträger benötigte, wurde 1864 die Katholische Wohltätigkeitsanstalt zur heiligen Elisabeth (KWA) gegründet.





Die Kongregation wuchs sehr schnell und hatte im Jahr 1892, zur Zeit der Anfänge in Halle, bereits 1105 Schwestern und 140 Niederlassungen. Ihre Arbeitsgebiete hatten sich von der ambulanten Krankenpflege auf Krankenhäuser, Kinder- und Altenbetreuung sowie Gemeindefarbeit ausgeweitet. In Halle arbeiteten die vier Schwestern vom Graseweg aus in der ambulanten Krankenpflege, hielten Nachtwachen in Krankenhäusern und kochten das Mittagessen für die Kinder der katholischen Schule in der Residenz. Die Zutatanten mussten sich die Schwestern zusammenbetteln. Regelmäßige Einkünfte hatten sie nicht. Durch ihre Arbeit gewannen sie allgemeines Vertrauen und Sympathie über die katholische Gemeinde hinaus.

1893 kaufte der neue Pfarrer Christian Schwermer (1892–1904) den „Maidaischen Torfplatz“, ein Grundstück zwischen Gomer-gasse und Mauerstraße. Am 5. Dezember 1893 wurde hier der Grundstein sowohl für die neue katholische Kirche als auch für das Schwesternhaus gelegt.

Am 28. Oktober 1894 wurde das St. Elisabethhaus der Schwestern eingeweiht. Der Konvent bestand damals aus elf Schwestern.

Sie eröffneten am 1. Februar 1895 ein Kinder- und Altenheim. Am 4. Februar 1895 kam ein Kinder-garten hinzu. Der ambulanten Krankenpflege gingen die Schwestern weiterhin nach. 1896 wirkten 16 Schwestern in Halle.

Am 24. September 1896 legte man bereits den Grundstein für den Bau des St. Elisabeth-Krankenhauses, das am 8. September 1897 eingeweiht wurde.

In der Gründungsurkunde hieß es: „Die hiesige Niederlassung hat die katholische Sache vielfach gefördert, indem die Schwestern Freunde und Gegner, Katholiken, Protestanten und Juden mit aufopfernder Liebe pflegten, und dadurch nicht bloß die Kongregation,

... Mögen hier für alle Zukunft die Kranken Genesung finden...

sondern auch die katholische Sache zu Ehren brachten ... So möge denn der Segen des allmächtigen Gottes auf diesem Werk ruhen, das zu Seiner Ehre und zum Heile der leidenden Menschheit ins Leben gerufen ist. Mögen hier für alle Zukunft die Kranken

Genesung finden. Möge in diesem Hause niemand sterben, der nicht mit Gott ausgesöhnt ist; mögen Eifersucht und Neid übelwollender Feinde der katholischen Sache verstummen im Angesichte der Wohltaten, die hier gespendet werden; mögen sie die guten Werke der edlen Schwestern sehen und den Vater

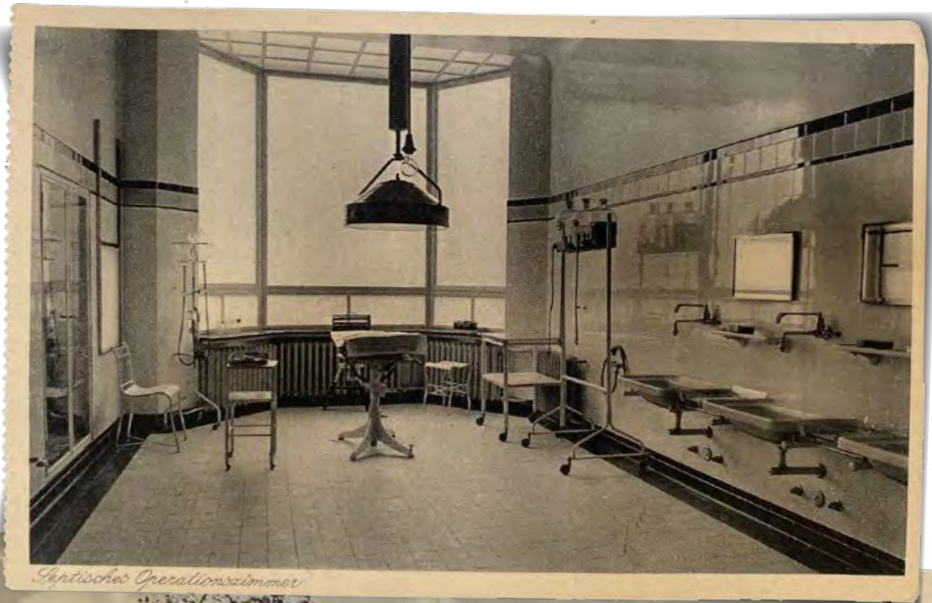
preisen, der im Himmel ist. Möge der barmherzige Gott den Pflegerinnen stets Gesundheit, Geduld, Sanftmut, Demut und Eifer für die Ehre Gottes und Mitleid mit der Not der Mitmenschen alle Zeit ins Herz legen.“

Johannes Mertens





Krankenzimmer



OP II - 1960

Antisches Operationszimmer

Dachgarten für Frauen in der früheren sog. "Christl. Herberge"



Halle (Saale). Elisabeth-Krankenhaus (Reserve-Lazarett)



Sr. M. Modesta

Schwester M. Modesta, die „Mutter Theresa von Halle“

Schwester M. Modesta hat sich ihr ganzes Ordensleben lang nach dem Beispiel unserer Gründerinnen mit ganzem Herzen der Armen und Kranken in ihren Wohnungen angenommen. Als sie älter und kraftloser geworden war, nahm sie mich mit auf ihren Wegen zu den Hilfsbedürftigen in unserer Stadt, zumal an den Abenden. Von da an bekam ich persönliche Einblicke in ihre Tätigkeit. Von einem Erlebnis bei diesen Krankenbesuchen möchte ich berichten:

Schwester M. Modesta bat mich, bei einem Sterbenden Nachtwache zu halten, und sie brachte mich zu ihm. Das Haus wurde nur von ihm bewohnt und war mehr als abrissswürdig. Die Haustür und auch seine Zimmertür waren nicht abschließbar. Doch so etwas hielt Schwester M. Modesta nicht davon ab, die notwendige Hilfe zu leisten, sondern war viel mehr ein besonderes Kennzeichen ihrer Barmherzigkeit und großen Nächstenliebe. Unverschlossene Türen, auch in der Nacht, waren für sie unerheblich, ihr ging es um den Menschen und sein Wohlbefinden, nicht um Äußerlichkeiten, selbst wenn diese für sie zur Gefahr werden konnten.

An einem anderen Abend betraten wir einen Raum, den man auf keinen Fall eine Wohnung nennen konnte. Ich war erschrocken von all dem, was ich sah. Die kranke Frau, zu der Schwester M. Modesta gerufen worden war, lag auf Brettern, die mit alten Tüchern bedeckt waren. Auch als Kopfkissen und Zudecke dienten schmutzige alte Decken. Ein kleines Kind, ungefähr vier Jahre alt, lag vollständig angezogen auf einer alten Bank und schlief, es war ja schon später Abend. Ein Mann stand hilflos am Bett seiner Frau. Schwester M. Modesta versuchte, so gut es ihr möglich war, der Lage Herr zu werden. Danach machten wir uns wieder auf den Heimweg. Am nächsten Tag, es war ein Sonntag, schickte mich Schwester M. Modesta mit einer Milchkanne voll heißem Wasser zu dieser Familie und gab mir den Auftrag, die Frau zu waschen. Sie selbst wollte dann mit dem Frühstück für alle nachkommen, und so geschah es auch.

Wie vielen kranken, alten und armen Menschen Schwester M. Modesta mit ihrer großen Nächstenliebe und ihrer Uneigennützigkeit geholfen und sie dadurch auch froh



gemacht hat, weiß nur Gott allein. Jedenfalls war sie tagtäglich in der Stadt unterwegs, stets mit zwei großen Taschen, die mit dem gefüllt waren, was die Menschen, zu denen sie unterwegs war, am nötigsten brauchten. Noch als sie selber alt und krank war und nicht mehr ihren geliebten Dienst tun konnte, gingen ihre Gedanken stets zu bestimmten Familien. Sie sorgte sich sehr und wollte wissen, ob sie genug zu essen und auch sonst keine zu großen Nöte hatten.

Sr. M. Mechtild Siegmund



Ich erinnere mich an den duften Geruch zu Weihnachten aus der Klosterküche, wir hatten dort im Kloster unsere Klassenräume. Ich erinnere mich an Sr. Alberta, die streng über das Gelände lief, aber immer ein Wort übrig hatte. An Sr. Stefanie, die uns immer etwas mehr auf den Teller gemacht hat und dabei lustig war. An Christina, die Chefin aus der Küche, die uns mit viel Geduld das Kochen beigebracht hat. Sr. Edeltrud mit ihrem großen Schlüsselbund hatte alles im Blick. Sr. Modesta mit ihrem gebeugten Körper und alter Tasche in der Hand. Wir nannten sie Mutter Teresa von Halle. Die meisten Schwestern erkannte man schon am Gang, obwohl doch alle in ihrem Habit gleich aussahen. Schön war es auch, wenn Sonntag der Tisch im Speisesaal eingedeckt war und sich jeder kannte und ins Gespräch kam. Gelernt haben wir, zu arbeiten und die Freude daran. Das JA zum Leben und natürlich die Freundschaft innerhalb unseres Ausbildungskurses über die ganzen Jahre hinweg. Das Miteinander und die Vertrautheit. Es hat uns zusammengeschweißt – insbesondere kommt es mir vor, als wäre es erst gewesen.

Regine R.

Der Pflege-Abschlussjahrgang 1979 machte seine Examensfahrt nach Annaberg (Góra Swietej Anny) in Polen, einen Wallfahrtsort in Oberschlesien. Die Schwestern Sr. Edeltrud, Ausbildungs- und Stationsschwester Sr. Roswitha und Sr. Stefania wurden ebenso wie Herr Herbert Schmeja mitgenommen. In Annaberg erwartete die Frauenschar aus Halle eine große Männerwallfahrt! Vielleicht ist es ja dem Segen dieses frommen Ortes zu verdanken, dass bis heute Krankenschwestern dieses Ausbildungskurses aktiv im Dienst unseres Krankenhauses stehen und der Kurs über all die Jahre untereinander und mit den Ordensschwestern Kontakt gehalten hat!

Barbara L



Die Zeit mit den Schwestern: Da habe ich ganz viele Erlebnisse und Erinnerungen. Und nur positive. Wir haben von 1975 bis 1979 unsere Ausbildung am St. Elisabeth-Krankenhaus absolviert. Als 16-jährige Schülerin kam ich ins Internat im Haus. Wir kamen aus allen Teilen der damaligen DDR. Von morgens 5.30 Uhr Teildienst, mittags frei und 16.00 bis 19.00 Uhr täglich. 10 Tage durcharbeiten, 4 Tage frei. Trotzdem war es die schönste Zeit.

Jetzt, da es Kurznachrichtendienst-Apps gibt, haben wir eine Gruppe und teilen unsere Freuden, Sorgen und Nöte. Wir sehen uns bis heute regelmäßig alle 5 Jahre – nur letztes Jahr fiel es durch Corona ins Wasser.

Sr. Adeltraud, haben wir auch „Adelbienenchen“ genannt. Mit einer Hingabe hat sie sich gekümmert!

Ich habe eine Sammeltasse zum bestandenen Examen, geschenkt von Sr. M. Alexandra und Sr. M. Uta – sehr, sehr liebe Schwestern, die ich sehr verehere, aber um keine zu vergessen, wäre die Liste so lang. Meine damalige Schwester von Station 8, wo wir als Praktikanten eingesetzt waren, Sr. Adeltraud,

haben wir auch „Adelbienenchen“ genannt. Mit einer Hingabe hat sie sich gekümmert! Und diesen Geist nimmt man mit. Geprägt haben mich die Schwestern nur positiv. Glaube + Liebe + Hoffnung. Disziplin, Willenskraft, Teamgeist und die Liebe zum Beruf. Wir waren für die Schwestern, die uns ausbildeten, „Rohdiamanten“. Die Schwestern gaben uns den Schliff. Sie waren uns gegenüber sehr streng, aber die meisten von ihnen sehr herzlich. Für unser Leben haben wir unwahrscheinlich viel gelernt, alle Höhen und Tiefen.

Sr. Carmelita danke ich: Nach den ersten 10 Arbeitstagen wollte ich nie mehr nach Halle, aber am Sonntagabend stand ich am Bahnsteig, und es ging... zurück nach Halle. Sr. Edeltrud mit ihrem Geburtstagstischchen am Fahrstuhl. Sr. Thekla von der Pforte hat uns oft durchgelassen, aber auch mal verpetzt. Sr. Christina aus der Küche, es hat immer gut geschmeckt und die Kilos merkte man. Zum Abschied Sr. Edeltruds Worte: „So einen Kurs wie unseren hat es und wird es nie wieder geben.“ Also Mädels, wir können stolz auf uns und die Ordensschwestern sein!

Barbara M.

Sr. Tobia und Sr. Edeltraud



Die drei Schullehrerinnen: Sr. Edeltrud, Sr. Agnes und Sr. Roswitha



Ich finde, alle Schwestern haben unser Leben geprägt – mehr oder weniger. Ich erinnere mich noch an den ersten Schultag, an dem wir Schwester Roswitha unsere Hände zeigen mussten (wegen Nagellack) und ob wir ein sauberes Taschentuch hatten. Unsere ersten Unterrichtsstunden fanden in einem Gebäude neben dem Schwesternsaal statt, bevor wir in die Räume des Klosters gezogen sind.

Sr. M. Beate L. hatte oft an den Wochenenden Nacht-Pfortendienst und war für mich eine große Beruhigung und Stütze. Bei Station 1 im Untergeschoss war die Durchfahrt, und es war oft sehr gruselig, und die Schwester hatte etwas Beschützendes. Am meisten haben mich immer ihre Einstellung zum Leben auch als Nonne und ihre Ehrlichkeit fasziniert. Daraus ist bis heute eine großartige Freundschaft und Verbundenheit entstanden. Wir wurden sehr gut auf das Leben vorbereitet. Jede Ordensschwester war ein Original: Sr. Tobia, Sr. Dorothea aus der Pforte, jede einzelne Stationsschwester, Sr. Conselatrix, Sr. Monika, Sr. Adeltraud.

Martina W.

Die Zeit in Halle bei den Schwestern hat mich für mein Leben geprägt:

Sr. Edeltrud, vor der wir am Anfang gezittert haben und die uns dann so gut durch unsere Ausbildung geführt hat. Wenn eine von uns Geburtstag hatte, stand hinten im Internat ein Tisch mit Kerze, Karte und ein Stück „Westseife“ oder Schokolade;

Sr. Roswitha, die wir lieb „Schnüffelinchen“ genannt haben, weil sie immer an der Tür gehorcht hat oder gerochen, ob im Zimmer geraucht wird;

Sr. Celina aus der Kapelle hat uns das Gitarre spielen beigebracht;

Sr. Monika mit dem Bücherwagen;

Die Schwestern aus der Apotheke mit ihren selbstgemachten Likör, der tat Wunder; die strenge Sr. Cornelia vom OP, die eigentlich gar nicht streng war;

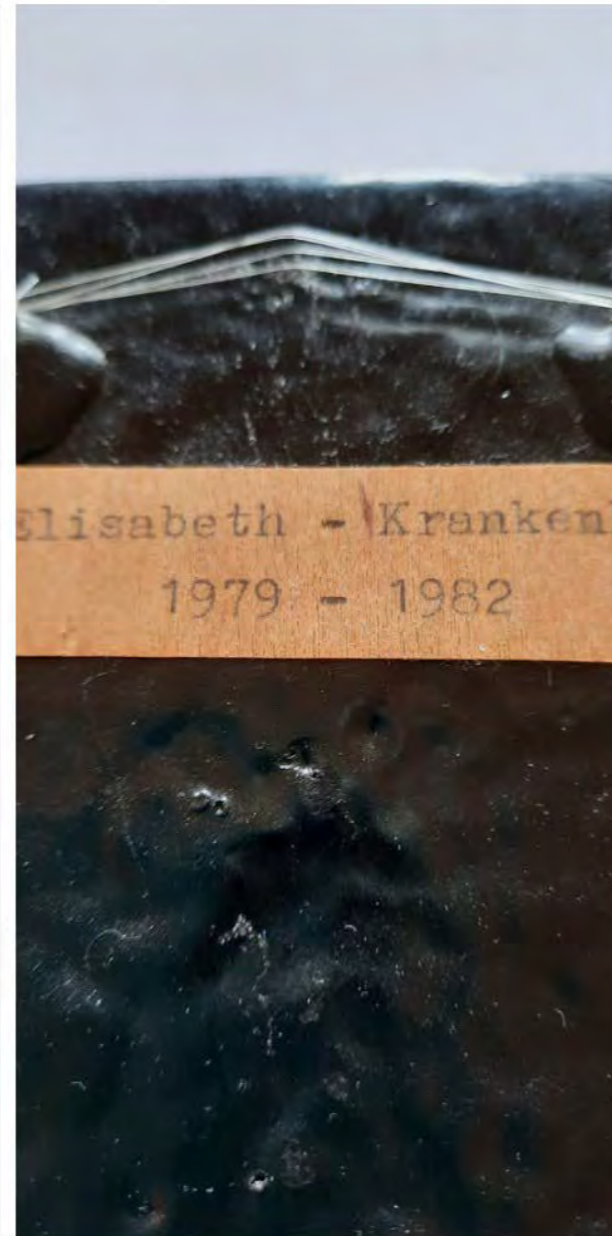
Sr. Thekla von der Pforte haben wir mit einem Schokoapfel bestochen, wenn es etwas später war;

Sr. Sabina, von der ITS, die diesen damaligen Bereich mit aufgebaut hat und die viel zu früh verstorben ist.

Jutta H.



Apotheke des Krankenhauses, Sr. M. Hyazintha und Sr. M. Alexia



Nach meinem Praktikum in Dessau habe ich von 1979-1982 im Elisabeth-Krankenhaus meine Ausbildung gemacht. Diese Zeit gehört für mich zu einer meiner schönsten Erinnerungen. So anstrengend die Ausbildung natürlich auch gewesen ist, so sehr habe ich diese Zeit aber auch genossen. Noch heute treffen wir uns gelegentlich (zuletzt 2018) und tauschen uns aus. Bei unserem letzten Treffen hatten wir nochmal die Möglichkeit, Sr. M. Roswitha, und beim Rundgang einige andere Schwestern zu treffen.

Es ist sehr schade, dass die Zeit für die Schwestern in Halle zu Ende geht. Leider macht es die Pandemie ja nicht möglich, aber ich bin mir sicher, wenn es möglich gewesen wäre, dann wären viele gekommen.

Neben mir haben ja auch mein Bruder Johannes und meine Schwestern Christine und Felicitas ihre Ausbildung im EK gemacht. Ich kann für uns alle sprechen, dass uns diese Zeit menschlich sehr positiv geprägt hat, und wir diese Zeit und auch die Schwestern nicht vergessen werden.

Ich lebe nach wie vor in Halle und freue mich sehr, dass an die Schwestern als "FrauenOrt" auch künftig erinnert wird.

Als Erinnerungsstück fiel mir sofort das Kreuz ein, welches wir zum Abschluss bekommen haben. Es bedeutet mir sehr viel und hängt in unserem Schlafzimmer.

Ich danke allen Schwestern für Ihr Wirken in Halle und wünsche Ihnen alles Gute. Bleiben Sie alle unter Gottes Schutz und Segen behütet.

Mit dankbaren Grüßen
Maria Elisabeth Koschig.



Cordula Litschko, von 1982-1984 Ferienhilfe, von 1985-1988 Auszubildende und anschließend Mitarbeiterin, auch in Leitungsfunktion bis 2015.

Zum EK, wie ich es aus meiner Familie kannte, hatte ich als Ferienhilfe Kontakt. 1982 auf Stat. 12 bei Schwester M. Editha. Der Wunsch, den Beruf der Krankenschwester hier zu erlernen, flammte sofort auf. Eine der Patientinnen war auch Schwester M. Christina aus der Küche. Es kostete schon Überwindung, das Zimmer zu betreten. Jedoch erwartete mich eine sehr freundliche, offene, ja „normale“ Frau. Wir führten einige sogar sehr persönliche Gespräche. Mich interes-

sierte doch sehr, welche Frisur sie unter dem Schleier trägt – und bekam eine Antwort. Als Auszubildende und spätere junge Mitarbeiterin ist mir der mächtige Schlüsselbund von Schwester M. Edeltrud besonders in Erinnerung geblieben. Er kündigte ihr Kommen an.

Die ständige Einsatzbereitschaft der Ordensschwestern fand ich in den 80er Jahren richtig und angemessen – das hat mich wohl mehr geprägt als ich bisher annahm.

Dem Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara wünsche ich, dass vom Geist der Demut in dieser schnelllebigen Zeit etwas bleibt:

*„Wie kann ich eine goldene Krone tragen,
wenn der Herr eine Dornenkrone trägt!“*

Elisabeth von Thüringen



Wie ich 1978 als Medizinstudent das erste Mal mit den Ordensschwestern Kontakt hatte – Erinnerungen von Dr. Peter Göbel

1978 war ich Medizinstudent in Dresden und interessierte mich schon für das Fach Kinderchirurgie, welches man damals schon als Facharzt in der DDR ausüben konnte.

Ich bin aus der Generation, die für ihren Abschluss eine Diplomarbeit schreiben musste. Diese Arbeit beschäftigte sich mit der Behandlung von Kindern mit einem Hydrozephalus (Wasserkopf). Ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel bei dieser Erkrankung war der Ultraschall. In der DDR gab es zu dieser Zeit nur wenige Kliniken, die diese Untersuchungsmethode zur Verfügung hatten und auch gut beherrschten. Eine war das Krankenhaus St. Barbara in Halle. Der Chef der Kinderchirurgie in Dresden, bei dem ich die Arbeit schrieb, meinte: ich sollte mir das mal in Halle ansehen.

Und dann erlebte ich folgendes: Mit dem Zug machte ich mich am frühen Morgen auf den Weg nach Halle, um pünktlich zum Dienstbeginn in der Klinik zu sein. Ich war beim Chef Herrn Dr. Hofmann angemeldet und natürlich sehr gespannt, was

mich erwartet. Etwas müde ging ich durch die noch leere Stadt vom Bahnhof in Richtung St. Barbara Krankenhaus. Dort angekommen klingelte ich an der Pforte und wurde sehr nett von einer Ordensschwester begrüßt. Ich stellte mich vor und bat darum, mich zu Dr. Hofmann zu bringen. Die Ordensschwester (ihren Namen weiß ich leider nicht mehr) meinte: „das hat Zeit, sie müssen doch sehr müde sein nach der langen Fahrt aus dem fernen Dresden. Wir haben für Sie eine Kleinigkeit vorbereitet.“ Sie führte mich in ein Zimmer und was ich dort vorfand, ließ mir die „Studentenaugen“ übergehen. An einem schön gedeckten Tisch stand ein köstliches Frühstück mit dampfendem Kaffee und frischen Brötchen. Die Schwester sagte: „Erholen Sie sich von ihrer Reise. In einer halben Stunde hole ich Sie wieder ab und bringe Sie zu Dr. Hofmann. Übrigens habe ich Ihnen dort auf den Stuhl Ihre Arbeitsachen gelegt“. Auf einem Stuhl lagen frisch gebügelt ein weißes Hemd, eine Hose und ein frisch gestärkter Kittel.

Was ich an dem Tag fachlich lernte, weiß ich heute auch noch, aber beeindruckend war für

„Die Schwestern kümmerten sich nicht nur um das Wohl ihrer Patienten, genauso um das Wohl der Mitarbeiter.“

mich der Empfang durch die Schwestern. Als ich dann 2004 als Chefarzt für Kinderchirurgie die Tür des St. Barbara Krankenhauses durchschritt, erinnerte ich mich als erstes an diese Begebenheit. Oft fragte ich mich: warum? Ich glaube, es war die Erfahrung, dass sich die Schwestern nicht nur um das Wohl ihrer Patienten aufopferungsvoll kümmerten, das war ja in der DDR hinreichend bekannt. Deshalb zog es auch so viele Patienten in konfessionelle Krankenhäuser. Nein, sie kümmerten sich genauso um das Wohl der Mitarbeiter, wie ich an diesem Morgen erleben durfte.

Erinnerungen verblassen oder überhöhen die tatsächliche Situation. Das ist mir klar. Aber dieses Erlebnis hat mich mein Berufsleben lang begleitet und ich hoffe, dass es auch ein wenig mein Verhältnis zu meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als Chefarzt beeinflusst hat.

Nun verlassen die Schwestern von der Heiligen Elisabeth unser Krankenhaus und die Stadt Halle. Was wird bleiben?

Ich hoffe, es bleibt ein Krankenhaus zurück, welches sich in, zugegeben schwierigen wirtschaftlichen Zeiten, an den Kernauftrag, den die Schwestern gelebt haben, immer wieder erinnert: Das Krankenhaus muss ein Ort sein, wo sich Patienten in für sie schwieriger Situation geborgen und verstanden wissen. Es muss aber auch ein Ort sein, wo Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter jeden Tag gern hingehen, weil sie dort ihren Beruf mit Freude ausüben können und sich in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten aufgehoben und verstanden wissen. Dann hat das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara auch ohne Ordensschwestern eine gute Zukunft in der Stadt Halle.

Dr. Peter Göbel
Chefarzt Klinik für Kinderchirurgie 2004-2020



Im Stil der Zeit: Erstes Assistenzarztjahr in der Kinderchirurgischen Abteilung der Medizinischen Akademie Dresden



Der Vorgänger des Elisabethtisches

Lange bevor der Elisabethtisch eingerichtet wurde, hatten die Ordensschwestern aus einer Not heraus probiert, wie Speiserversorgung für wirtschaftlich weniger bemittelte Menschen funktioniert. In einem Nebenraum der Klosterküche, mit schönen großen und kleinen Grünpflanzen, einem riesigen Tisch mit Holzstühlen und vielen Fenstern, also eine Wohlfühlase, die auch ein bisschen zum Ausruhen gedacht war, wurden Männer mittags bedient. Vier Mal in der Woche gab es wohlschmeckende Suppen und nur einmal Kartoffeln, Fleisch oder Fisch mit Gemüse und Soße, aber zu jeder Mahlzeit eine Flasche Bier. Ja, die Bedürftigen, es waren 10 bis 15 Männer, wurden wirklich bedient. Jeder bekam seinen Teller gebracht, niemand musste in einer Schlange stehen. Oft gab es auch Kompott oder Pudding. Im Gesundheitswesen der DDR war die Entlohnung der Arbeit, die nie einfach war, nicht besonders üppig. Die Gehälter der Haushänderker lagen an der untersten Grenze. Um Haustechniker am Krankenhaus zu halten, waren besondere Ideen gefragt. Mit bescheidenen Mitteln und Möglichkeiten wurden die Herren versorgt. Blumen standen

auf dem Tisch. An kirchlichen Feiertagen, die in der DDR manchmal auch Werktage waren, wie zum Beispiel Ostermontag, Himmelfahrt und Fronleichnam, sowie an den Festtagen der Heiligen Elisabeth, Barbara, Kosmos und Damian und anderen Ordensschwesternfeiertagen gab es zusätzlich weiße Tischdecken und Kerzen.

Jeder bekam seinen Teller gebracht, niemand musste in einer Schlange stehen. Oft gab es auch Kompott oder Pudding.

Gern haben die Ordensschwestern die Handwerker bedient, natürlich haben die Männer auch bei Bedarf unbürokratisch und schnell technische Probleme beseitigt, manches Bleirohr gelötet und wenn Schwester Johanna aus dem Personalbüro es wollte, heimlich einen Baum vor ihrem Bürofenster gefällt.

Johannes Hünert
ehem. Leiter Technik



Johannes Hünert
mit Sr. Edeltrud



Heute Gebetsraum, 1972 u.a. Werkstätten



Kloster und Krankenhaus mit Werkstätten, Gärtnerei und Handwerkerspeisesaal 1928



„Ich war immer gern auf Station. Es war ein guter Zusammenhalt. Das ist wichtig, dass sich alle gut verstehen und sich gegenseitig helfen und wenn Neue auf Station kommen, dass man sie gut einführt und ihnen alles erklärt.“

fast 50 Jahre im BK auf Kinderstation/
Kinderchirurgie.

Sr. M. Katharina Brodhun (94)

[..] Ein Lichtblick in dieser schwierigen Anfangszeit war Schwester Barbara, das bildhübsche, intelligente Patenkind meiner Schwiegermutter. Sie hatte die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester und zur Intensivschwester in Jena abgeschlossen. Dort erhielt sie lukrative Angebote, aber als sie von meinen Problemen hörte, kam sie nach Halle, sah sich im St. Barbara-Krankenhaus um und sagte sofort zu. Damit war eines der größten Probleme gelöst. Infolge fehlender Fachschwestern sollten nämlich wie bisher alle Säuglinge und alle etwas komplizierteren Operationen bei Kindern in der Kinderabteilung weiterbehandelt werden. Das wäre das vorzeitige Ende meiner Vorstellung von Kinderchirurgie gewesen. Wir Kinderärzte mit chirurgischen Möglichkeiten verstanden uns ja als gleichberechtigt zu den Kinderärzten, die für die internistische Behandlung zuständig waren. Alle operierten Kinder sollten bei uns bis zu ihrer Entlassung weiterbetreut werden.

Schwester Barbara erlernte in kürzester Zeit die Besonderheiten einer postoperativen Therapie und baute mit den jungen Absolventen der eigenen Kinderkrankenpflegeschule die neue Station auf. Dabei hatten wir Hilfe di-

rekt aus dem katholischen Himmel in Gestalt von Ordensschwester Katharina. Sie war in Halle legendär, Mitte 40, klein, liebevoll,

Katharina hatte etwas Engelhaftes an sich.

immer fröhlich und begnadet im Umgang mit kranken Kindern. Man kannte sie in der Stadt. Wenn sie mit der Straßenbahn vom Barbara-Krankenhaus ins Mutterhaus am Franckeplatz fuhr, traf sie meistens eines der Kinder, das irgendwann im „Barbara“ behandelt worden war. Katharina hatte etwas Engelhaftes an sich. Sie begleitete mich von Anfang an in allen schwierigen Situationen und wurde auch mein persönlicher Engel. Die Kinder liebten sie über alles, sie sang, spielte und betete mit ihnen, obwohl die meisten Kinder in Halle schon damals nicht wussten, was ein Gebet sein sollte und wer dieser traurige Kerl war, der in allen Zimmern an einem Holzkreuz hing und auf sie herunterschaute. Funktionäre, Parteigenossen und russische Offiziere der nahen Garnison brachten ihre Kinder besonders gern ins katholische Krankenhaus wegen der guten Pflege.



Katharina war eine von vielleicht noch 20 Ordensschwestern im Haus. Meistens waren sie an leitender Stelle eingesetzt, als Oberin, Stationsoberschwester oder Laborleiterin. Schwester Cassiana leitete dank ihres passenden Namens das Lohnbüro. Aber einige Bereiche waren schon verweltlicht: Kreißsaal, Operationssaal, Röntgen und nun auch die Kinderchirurgie. Die Ordensschwestern hatten über viele Jahre seit der Gründung 1904 ein strenges, fleißiges und vor allem sauberes Regime geführt.

Von früh bis spät wurde geputzt, alles war steril, überall stank es entsetzlich nach Wofasept, das dem Scheuerwasser reichlich zugesetzt wurde. Diese übertriebene Desinfektion war dem früheren pädiatrischen Chef zum Verhängnis geworden, denn so konnten sich die resistenten Hospital-Staphylokokken ungehemmt ausbreiten. Schwere abszedierende Pneumonien bei Säuglingen waren die Folge. Diesen heftigen Stallgeruch bekam man nicht so schnell aus seinen Kleidern. Wenn ich mit der Straßenbahn zum Bahnhof fuhr, drehten sich die Passagiere zu mir um oder wanderten einen Wagen weiter. Selbst zu Hause kam noch eine ausreichende Brise St. Barbara an. Die peinliche Sauberkeit hatte

also zwei Seiten. Das übertriebene Hygieneregime konnte sogar in personell unterbesetzten Zeiten durchgehalten werden, weil dafür rund um die Uhr die jüngsten Schülerinnen unserer Kinderkrankenpflegeschule eingesetzt wurden. Auf Station, am Krankenbett, in Labor, Röntgen oder OP-Saal wurden sie im ersten Jahr überhaupt nicht ausgebildet, sie mussten schrubben, was das Zeug hielt. Es waren auffallend viele hübsche, gut erzogene und intelligente Schülerinnen im Haus, weil St. Barbara die einzige katholische Ausbildungsstätte für Kinderkrankenschwestern in der DDR gewesen ist. Aus allen katholischen Teilen der Republik kamen junge Mädchen, die nicht in der FDJ waren, kein Abitur machen durften und auch sonst fortlaufend politische Schwierigkeiten in ihren Schulen hatten, zur Ausbildung nach Halle. [...]

Prof. Dr. Volker Hofmann, Er aber zog seine Straße fröhlich. Erinnerungen eines Kinderchirurgen, S. 149f



Petra Walter, Leiterin der Küche im Krankenhaus erinnert sich:

"Ich habe bei Schwester Christina gelernt, das war noch eine von den Köchinnen, die alles konnten – vom Backen, über Kochen usw. – Fachwissen pur. Bei ihr habe ich viel gelernt. Sie hat ihre Mannschaft gut im Griff gehabt. Und wenn mal ein lautes Wort fiel, war sie am Tag darauf etwas leiser. Sie hatte immer einen riesigen Schlüsselbund

"Ach, Peterchen, eines Tages wirst du diesen Schlüsselbund haben."

mit ganz vielen Schlüsseln dran, ich habe immer ewig gebraucht, bis ich den richtigen gefunden habe. Sie sagte dann immer zu mir: Ach, Peterchen, eines Tages wirst du diesen Schlüsselbund haben. Daran war damals nicht zu denken. Und dass es dann wirklich mal so kommt, hätte ich nicht gedacht. Eigentlich wollte ich das nicht. Als es dann so weit war, habe ich die Herausforderung aber gerne angenommen.



Krankenhausküche



Schwester Oberin Magdalena Döring

Lange war das Labor ihr Reich und später für viele Jahre das ganze Krankenhaus.

So wie es in der Natur eine "Nahrungskette" gibt, in der das aufgenommene Gift von unten nach oben, von einem auf den anderen übergeht und der Letzte vielleicht daran stirbt, gibt es im Krankenhaus eine "Katastrophenkette." Findet zum Beispiel die Schülerin keine Mullbinde mehr im Schrank, wendet sie sich an die nächste Schwester, diese dann an die Stationsschwester und so geht es stufenweise die Treppe der medizinischen Hierarchie aufwärts, bis das Problem bei Schwester Oberin auf dem Tisch liegt. Wenn unterwegs auf dieser Spirale der Verantwortung niemand Mullbinden gefunden hat, ist die Oberin nicht zu beneiden. Sie kann zwar den Herrgott um Hilfe bitten, die Lösung des Problems muss sie auf Erden jedoch selbst finden.

Das ist der Alltag auch von unserer Oberin, Schwester Magdalena, gewesen. Mehrmals ist es geschehen, dass die Lieferung von Wofasept ausgeblieben ist, das als Desinfektionsmittel im Krankenhaus unentbehrlich war.

Jeder Leser dieser Zeilen hat sofort den unverwechselbaren "Wohlgeruch" in der Nase, nach dem alle Kliniken in der DDR gestunken haben. Aber wenn das Mittel fehlte, konnte der Mangel für unsere Patienten lebensgefährlich werden. Darum ist Schwester Oberin umgehend in ihren Wartburg gestiegen und in Richtung Wolfen gefahren. Wie sie in den VEB "Chemiekombinat Bitterfeld" hineingekommen ist, habe ich sie nicht gefragt, denn sie ist stets mit einigen Kanistern des kostbaren Bakterientöters heimgekehrt.



Ob ihr im atheistischen Staat das Ordenshabit die Türen geöffnet hat, ihr entwaffnendes Lächeln oder ein Päckchen Westkaffee, ist ihr Geheimnis geblieben. Die Krankenhaushygiene jedenfalls und die Patienten waren gerettet.



Gerettet hat unsere Oberin auch mehrmals Angehörige der Nationalen Volksarmee, die in der Nacht auf das Krankenhausgelände vorgedrungen waren. Denn in der Barbrastraße wohnten dreißig hübsche Mädchen

der Schule für Kinderkrankenschwestern unterm Dach, die eine ungeheure Anziehungskraft auf die Rekruten in der benachbarten Kaserne ausgeübt haben. Zwar gab es eine mit Stacheldraht bewehrte Mauer zwischen den Grundstücken, die aber kein Hindernis für in der Kriegführung ausgebildete Männer dargestellt hat. Sie sind sogar über Mauern, Nebengebäude und Blitzableiter bis zur Klausur im vierten Stock geklettert, aber dann war Schluss, noch bevor sie die anziehenden Fenster im Dachgeschoss erreicht hatten. Ihr Rumoren hat Schwester Oberin auf den Plan gerufen, die, mit ihrer großen Taschenlampe bewaffnet, der Sache nachgegangen ist. Ein Kampf hat allerdings nie stattgefunden, wenn sie den kurz vor dem Absturz auf einem Sims zitternden Eindringling gestellt oder vom hohen Balkon heruntergeholt hatte. Die starken Kerle haben sich klein gemacht vor der achtungsvollen schwarzen Gestalt in der Nacht.

Die mutige Oberin hat der heiligen Barbara Ehre gemacht und könnte, in Nachfolge der Patronin unseres Krankenhauses, die fünfzehnte Nothelferin geworden sein.

Dr. Ernst Fukala



Sr. M. Magdalena Hagenow

Kleine Anekdoten von Peter Schmidt

Der Schlüssel

Ich hatte meinen Generalschlüssel verbummelt. Bekam ihn aber zum Glück recht schnell zurück. Da musste ich an meine Chefin Schwester Magdalena denken. Sie trug ihre Schlüssel immer an einer feinen Kette. Noch heute hängen meine wichtigen Schlüssel an einer Kette, und ich habe sie immer griffbereit.

Das Kreuz

Wir haben auf Station 3 im St. Barbara-Krankenhaus ein Zimmer gründlich geputzt. Das Kreuz, das es in jedem Patientenzimmer gab, war zerbrochen. Ich bekam den Auftrag, es im Klostergarten zu „bestatten“. Warum wirft man es nicht einfach weg, so wie die anderen Dinge, die kaputtgegangen sind? Ein Kreuz ist eben nicht einfach nur ein Dekorationsgegenstand. Normalerweise wurden Kreuze, die kaputt gegangen sind, bei der nächsten Bestattung einer Ordensschwester mit in den Sarg gelegt.

Tod einer Ordensschwester

Der erste Sterbefall einer Ordensschwester war für mich auch eine Besonderheit. Die

Ordensschwestern haben einen weißen Sarg. So wie das weiße Brautkleid. Ihr Leben ist erfüllt – sie gehen zu Gott im Brautkleid und das Zeichen nach außen ist der weiße Sarg. Ein schönes Symbol! Die Ordensschwestern wurden aus dem Krankenhaus durch eine eigene Friedhofstür auf den Friedhof gebracht. Das Tor ist lange zugemauert. Den Schlüssel für das Friedhofstor habe ich von Schwester Magdalena übernommen. Er ist heute noch in meinem Besitz.

Immer die Jüngste

Die Sitzordnung der Ordensschwestern in der Kapelle war streng geregelt. Das Eintrittsalter regelte den Sitzplatz in der Kapelle. In den vorderen Reihen saßen die „Alten“. Je kürzer man im Orden war, umso weiter saß man weiter hinten. Bei einem Sommerfest im Garten des St. Barbara-Krankenhauses, zu einer späteren Zeit und bei einem Glas Wein, klagte Schwester Christiane mir ihr Leid. Immer muss ich hinten sitzen. Sie war die "Jüngste" im Konvent und Nachwuchs war nicht in Sicht.



Der Kaiser

1976, OP des St. Barbara-Krankenhauses, das OP-Programm war geschafft für diesen Tag. Was aber nicht bedeutete, es war auch Feierabend. Wir haben Tupfer gelegt. Schwester Antonina erzählte uns, wie sie als Kind den Kaiser in seiner Karosse gesehen hatte. Wir hörten ihr fasziniert zu. Tiefste DDR-Zeiten und dann diese Geschichten. Herrlich!

Eine andere Welt

Als ich mit meiner Ausbildung im Krankenhaus begann, wurde eine Krankenstation von einer Ordensschwester geleitet, die Stellvertretung war eine Ordensschwester, für die Küche gab es noch eine Schwester, die Suppen aufwärmte oder Brote schmierte. Dazu gab es ein bis zwei freie Schwestern und eine Schar von Auszubildenden. Später haben wir in meiner Familie oft gesagt, wenn es um Dinge aus der DDR ging, das haben wir so nicht erlebt. Das Krankenhaus, geprägt durch die Schwestern, war eine Welt für sich, in der wir gelebt haben. Zugegeben, auch hier gab es Ärger und Streit. Es war aber ein anderer Umgang miteinander. Sich um einander sorgend? Ich erinnere mich an Patienten, die ihre Wehwehchen tapfer ertrugen, um

dann kurz vor einem Feiertag im Krankenhaus aufgenommen zu werden. Dort war es warm, es gab gutes Essen und die eine oder andere Kleinigkeit. Und vor allem, es war einer da, mit dem man sich etwas erzählen konnte.

Bettwäsche

Wir waren gerade erst verheiratet. In der DDR war ja alles knapp. Unsere Oberin wollte uns eine Freude machen und schenkte uns Bettwäsche. Wir hatten natürlich auch keine Waschmaschine, und so gaben wir Tischtücher und Bettwäsche in die staatliche Wäscherei. Als wir unsere Sachen zum vereinbarten Termin abholen wollten, war die neue Bettwäsche nicht dabei. Man vermutete, wir hätten sie gestohlen. Nur, wenn wir einen Nachweis über die Herkunft erbringen, würden wir sie ausgehändigt bekommen. Schwester Magdalena rief sofort in der Wäscherei an und nahm uns in Schutz. Mit einer schriftlichen Bestätigung durch die Oberin und der Unterschrift des Verwaltungsleiters erhielten wir unsere Wäsche zurück. Haben sie dann aber lieber selber gewaschen.



Sr. M. Basilia

Das wird mir fehlen...

Schwester Basilia

...eine noch aktive Ordensschwester, die neben der Seelsorge im Krankenhaus, der Arbeit in der Propstei, Orgelspiel auf den Außenstationen, Gefängnisseelsorge auch noch in der Notfallseelsorge der Stadt Halle mitarbeitet. Wo sie oft die Dienste übernimmt, die sonst keiner machen möchte.

Wir haben einmal im Monat Supervision. Das geht von 19.00 bis 21.30 Uhr. Eine schöne Tradition ist es geworden, dass wir beide danach zu Fuß durch die Stadt nach Hause gehen. Sie bringt mich immer von der Mittelstraße bis zum Steinweg, wartet, bis meine Straßenbahn 95 gekommen ist, winkt noch kurz und geht dann ins EK. Auf unserem Fußmarsch wird über Gott und die Welt gesprochen.

Krankenkomunion

Zur Arbeit eines Seelsorgers im Krankenhaus gehört es auch, den Patienten, die es wollen,

die Krankenkomunion auszuteilen. Ja, wie mache ich das? Weder mein Chef noch mein Heimatpfarrer haben mir wirklich geholfen. Ich bin dann mit Schwester Basilia einige Male mitgegangen und habe von ihr gelernt. Durch ihr Tun habe ich für mich eine Form gefunden, die der Liturgie entspricht, die aber auch von mir getragen werden konnte. Danke dafür!

Fasching im Kloster

Im Krankenhaus wurden alle christlichen Feste auch auf der Station gefeiert. Zu Weihnachten hatte jede Station einen Weihnachtsbaum und eine Krippe. Zu Ostern wurden von den Schwestern Osterlämmer für die Station gebacken. Zum Rosenmontag gab es zum Nachmittagskaffee eine Tasse alkoholfreien Punsch. Am Abend feierten die Ordensschwestern. Sie hatten sich verkleidet und trugen auf ihrem Schleier ein buntes Papphütchen.



Ich wünsche dem Krankenhaus, auch weiterhin ein Ort des Glaubens und der Menschlichkeit zu sein. Ein Ort, wo es einen Raum der Stille gibt, mit Mittagsbesinnung, mit dem Feiern von christlichen Festen (z.B. Barbara, Elisabeth). Ein Ort, wo neue Abteilungen gesegnet werden, wo man eine christliche Feier zum Examen begeht. Wo Schwerkranke und Sterbende immer die Möglichkeit haben, Seelsorge zu bekommen. Wo Mitarbeiter offen und ehrlich mit ihren Vorgesetzten sprechen können. Wo es keine Unterschiede zwischen Deutschen und „Ausländern“ gibt. Wo alle Religionen gleichberechtigt gelebt werden dürfen. Wo die bestehenden Glaubens- und Lebensäußerungen weiterhin Bestand haben. Wo die Würde des Menschen oberste Priorität hat.

Peter Schmidt
(ehem. Krankenhausseelsorge)



Sehr eingepägt hat sich mir die Gastfreundschaft der Elisabethschwestern. Als ich mehrmals im Monat Nachdienste im Diakoniekrankenhaus hatte, durfte ich jeweils morgens früh im Dachkämmerchen des Klosters unterschlüpfen, um in Ruhe den Schlaf nachzuholen. Und meine ältere Mitschwester Margarete war immer willkommen, um Tage der Stille bei den Schwestern zu verbringen. Sie war gerührt, dass sogar ständig ein Zimmer für sie reserviert war und ihr Name dort an der Tür stand. Die letzten Jahre nahm sie auch als Hausgast an den Exerzitien der Schwestern teil und hat sehr davon profitiert.

Ein kurzes Gespräch mit einer der Elisabethschwestern ist bis heute in meinem Herzen lebendig. Ich kam morgens in ihr Zimmer, in dem sie mit einer Lungenentzündung im Bett

„... der liebe Gott kennt mich so gut, da brauche ich keine Angst zu haben.“

lag. Als ich schon wieder gehen wollte, sagte sie mir, dass sie wohl nicht mehr so lange da sein würde. Ob sie das ängstige oder beunruhigte, fragte ich daraufhin. „Nein, der liebe Gott kennt mich so gut, da brauche ich keine Angst zu haben“ war ihre schlichte Antwort. Etwa eine halbe Stunde später ist sie – für uns in diesem Moment doch sehr unerwartet – ganz leise gegangen. Hin zu Dem, dem sie so vertrauen konnte.

Kleine Schwester Myriam v. Jesus



Maria Rother begann 1963 ihre Ausbildung als Krankenschwester bei den Ordensschwestern von der heiligen Elisabeth am Standort des Krankenhauses St. Elisabeth in der Mauerstraße. Sie war eine von 30 Schülerinnen, die im Internat, neben der jetzigen Wahlleistungstation wohnten. Alle 4 Wochen durften sie nach Hause fahren - nach ordnungsgemäßer Abmeldung bei Sr. Agnes. Damals musste man katholisch sein, um Krankenschwester in einem kirchlichen Krankenhaus zu werden. Um überhaupt eine Ausbildung beginnen zu dürfen, bedurfte es sogar eines Führungszeugnis vom Pfarrer. Gearbeitet wurde an 6 Tagen der Woche und nach der Arbeit war Schulunterricht. War die Klasse schön leise, gab es durchaus auch mal einen Bonbon von der Oberin. Alle trugen ein Häubchen bei der Arbeit. Am Sonntag trug man unter der Schürze ein dunkelblaues Kleid, an den Wochentagen ein graues Kleid.

Der Tag war fest getaktet. Nachdem die Patienten ihr Frühstück bekommen haben, durften die Schwesternschüler in der "Aula" frühstücken. Danach war Saubermachen angesagt - einen Reinigungsdienst wie heute gab es damals nicht. Alles wurde von den

Schwestern geputzt. Die Zimmer mussten gewischt werden, die Tischchen usw. Alle 4 Wochen wurde der Fußboden mit Terpentin abgerieben. Danach wurde von Hand gebohrt, einmal längs und einmal quer. Hatten wir nur eine Richtung gebohrt, haben es die Schwestern gemerkt. Dann war es schon Mittag, da mussten wir uns beeilen, denn das Geschirr musste noch per Hand gewaschen werden. Sonntags mussten in den Zimmern Läufer gelegt werden, damit die Besucher mit ihren Absätzen den Fußboden nicht kaputt machen. Die Läufer mussten natürlich dann auch gereinigt werden.

"Die Ecken der Treppen mussten wir unter dem prüfenden Blick der Ordensschwestern mit Zahnbürsten reinigen..."

Maria Rother blieb nach ihrem Examen bis zur Rente am Krankenhaus St. Elisabeth, zuletzt als Leitende Endoskopieschwester. Noch heute trifft sich die einstige Klasse regelmäßig mit den Ordensschwestern und denkt gern an die "alten Zeiten" zurück.



Sr. M. Carola Passon (92)

„Ich bin dankbar für die gute Zusammenarbeit mit den Stationsteams (2e, 4d und Dialyse). Mein Wunsch ist, dass die Krankenhaussoulsorgerinnen mit allen Patienten Kontakt aufnehmen, nicht nur wenn man nach ihnen fragt. Meine Erfahrung ist: nicht alle, die sich über meinen Besuch sehr freuen, hätten die Seelsorge von sich aus gerufen.“

fast 50 Jahre im St. Marienstift Magdeburg als „Röntgenschwester“, dann im EK Mitarbeit in der Krankenhaussoulsorge, vor allem für die Dialyse



Röntgen, ca. 1930



links: Sr. Waltraud, rechts: Sr. Claudia

Als ich 1978 im Röntgen anfang, hatte ich in Schwester M. Alberta eine fachliche Stütze, die mir die Wünsche praktisch von den Lippen ablas, was bei ihrer herausragenden Stellung auch zur Realisierung führte. Als sie schon krank war, luden meine Frau und ich sie mit Schwester M. Edeltrud zu uns nach Hause ein, wo wir bei guter Stimmung munter plauderten. Auch zu den damals noch zahlreichen Ordensschwestern in den anderen Bereichen hatten wir als Querschnittsfach gute Kontakte. Zusammen mit Schwester M. Roswitha boten wir den Schülerinnen eine Einführung in die Röntgendiagnostik an. Gern erinnern sich die Mitarbeiter noch an die Abteilungs-Weihnachtsfeier mit Lie-

dern, Flötenmusik und einer Bescherung mit gegenseitigen kleinen, aber ausgesuchten Geschenken. Die Ausflüge in die Umgebung trugen zur Festigung der Mitarbeiter bei. Besonders genossen Schwester M. Waltraud und Schwester M. Claudia die offene Landschaft mit den Felsen im Saaletal. Bei einem Ausflug zum Petersberg grillten wir im Pfarrhof. Als ein Gewitter aufzog, erlaubte uns Pfarrer Loske, mit all unseren Sachen in die ehrwürdige Stiftskirche umzuziehen.

Dr. Hartwig Hintner
(ehem. Chefarzt der Röntgenabteilung)



Sr. M. Silvia Moska (88)

lange Jahre Leiterin der Finanzbuchhaltung im
St. Marienstift Magdeburg, seit ca.10 Jahren
im Speiseraum des Schwesternhauses.

*"Ich wünsche dem Krankenhaus,
dass der Geist der hl. Elisabeth im
Krankenhaus erhalten bleibt. Das
bedeutet für mich den Zusammenhalt
Aller und das gegenseitige
Aufmerksamkeit geben: Mitarbeiter,
Patienten, Besucher und dass man
die Armen nicht vergisst."*





Sr. M. Beate Lange (78)

„Oft habe ich mich gefragt, was tue ich eigentlich für die Kranken, wenn ich nur den Bleistift stemme. Dann dachte ich an den Ausspruch von Maria Merbert, einer unserer Gründerinnen: „Wer wollen alle nur Gutes tun, alle in Gott lieben und wenn wir nichts anderes tun können, dann wollen wir wenigstens für sie beten. Das hat mich dann wieder getröstet.“

hat seit dem Klostereinritt immer in der Finanzbuchhaltung in Halle gearbeitet. Bis zur Wende vom Büro im Schwesternhaus aus, von 1994 bis 2006 in der Abteilung für Personal- und Finanzen im St. Elisabeth-Krankenhaus, seit 2006 Konventsökonomin

Da die (freien) Mitarbeiter an der Krankenhauspforte nur von Montag bis Freitag Dienst hatten, hat Schw. M. Beate gemeinsam mit Schw. M. Mechtild und Schw. M. Dorothea jahrelang dort am Wochenende Dienst gemacht. In dieser Zeit wurde ihr von einem Pfleger von der ITS (bekannt als Sir Henry) die Aussage hinterbracht: „Wenn ich zum Dienst komme und Beate sitzt an der Pforte, habe ich gleich gute Laune!“

Aus den Jahren von 1994 bis 2006 erzählt sie: „Wir haben nicht nur intensiv gearbeitet, wir haben uns auch zusammengesetzt. Herr Herbert Hahn (damals Verwaltungsleiter) begann dann gern mit einem Bibelwort. Als ich das erste Mal dabei war und mich wunderte, dass niemand von den Mitarbeitern etwas dazu sagte, wie ich es im Kloster gewohnt war, erhielt ich vom Frau R. die Antwort: „Wie lange soll das denn dauern?“



Sr. Dorothea



Sr. M. Verena

Schwester Verena

1975 wechselte ich von der Universitäts-Kinderklinik in Halle an das St. Barbara-Krankenhaus. Bei einem meiner ersten Besuche wurde ich an der Pforte von einer Ordensschwester im Ton eines Feldwebels barsch gefragt, wer ich sei. Ich gab mich als der neue Oberarzt von Dr. Fincke zu erkennen und wurde daraufhin eingelassen. Na, das kann ja gut werden, habe ich mir gedacht.

Als ich einige Tage später mit unseren Kindern die Pforte betrat, um ihnen zu zeigen, wo ihr Vater jetzt arbeiten würde, hat Schwester Verena nichts gesagt. Stattdessen verschwand eine ihrer Hände in den Tiefen ihrer Ordenstracht und zauberte zur Freude meiner Kleinen drei Bonbons herbei – für jedes Kind eins. Ich bekam keines, aber wir haben uns fortan gut verstanden.

Seit 1904 steht über dem Eingang zum St. Barbara-Krankenhaus: "Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. (Matthäus 18,5)

Dr. Ernst Fukala



Sr. M. Richildis

Schwester Richildis

Sie war still, hat wenig gesprochen, wurde von manchen vielleicht nicht bemerkt oder auch nicht ernstgenommen.

Wenn ich aus meinem Arbeitszimmer vom Schreibtisch aufgeblickt und in den Klostergarten geschaut habe, konnte ich Schwester Richildis dennoch oft wahrnehmen. Zwischen den Büschen und Bäumen war weit hinten im Grünen etwas Schwarzes zu sehen, ihr krummer Rücken.

Ein anderes Bild steht deutlich vor meinen Augen; wie sie mit ihren zwei Gehstöcken, an einem baumelte stets eine Beuteltasche oder ein Eimerchen, von Katzen begleitet, langsam an der Wäscherei vorbeigegangen ist. Sie konnte sich, vermutlich von einem schweren Hüftleiden geplagt, nur sehr mühsam fortbewegen, vornübergebeugt, mit dem Kopf nach unten und manchmal etwas murmelnd.

Wenn ich mich recht erinnere, hat sie in den 1970er Jahren im damals noch vorhandenen Stall die Schweine gefüttert, auf jeden Fall kümmerte sie sich hingebungsvoll (was nicht

von allen gern gesehen wurde) um die Katzen, und dann hat sie den Gemüsegarten bestellt. Auch ich habe nicht oft mit ihr gesprochen, weil sie es nicht auf die Berührung mit anderen abgesehen hatte. Sie war eine alte und ganz eigene Frau, bei der ich jedoch eine Eigenschaft erlebt habe, die mir in dieser Stärke nie wieder begegnet ist. Schwester Richildis hatte ein unmittelbares Verhältnis zur Natur. Alle Pflanzen und Tiere standen ihr nahe, sie kannte deren Eigenheiten und hat mit ihnen gesprochen. Die Lebewesen waren Ihresgleichen, sie hat sie nicht ausgenutzt, sondern mit ihnen gelebt. Das war keine aufgesetzte Haltung, sondern sie war echt und wahrhaftig. Auch nicht intellektuell, sondern aus einem sicheren Gefühl und wohl auch Glauben heraus.

Ich musste an den heiligen Antonius denken, von dem die Legende sagt, dass die Fische ihm andächtig zugehört haben und an Franz von Assisi, den die Vögel verstanden haben sollen.

Dr. Ernst Fukala



Sr. M. Alexandra

Schwester M. Alexandra ...oder weshalb ich auf Nowosibirsk eifersüchtig bin

Ob ich nicht etwas über meine persönlichen Erinnerungen an unsere Ordensschwestern schreiben könne, wurde ich kürzlich von Frau Branz gefragt. Oh ja, das kann ich - datiert doch meine Beziehung zum „EK“ bis ins Jahr 1988 zurück, als ich meine ersten Praktika hier auf ITS ableistete, was zu DDR-Zeiten noch illegal war.

Die Ordensschwestern prägten damals maßgeblich das Bild unseres Krankenhauses, sie waren omnipräsent und meine Liebe zum „EK“ („Da will ich arbeiten und Anästhesist werden!“) war ganz wesentlich in der Aura der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth begründet.

Stellvertretend für alle Ordensschwestern möchte ich hier kurz von einer erzählen: Schwester M. Alexandra Weiß, langjährige ITS-Stationsleitung (seinerzeit „Öse“).

Schwester Alexandra zu beschreiben ist ganz einfach: Nehmen Sie alle, wirklich alle, vorstellbaren guten Eigenschaften eines menschlichen Wesens: Würde, Herzlichkeit,

Ernsthaftigkeit, Empathie, Verschmitztheit, Fachkompetenz, natürliche Autorität und alles, was Ihnen noch einfällt. Lassen Sie alles weg, was irgendwie negativ ist. Heraus kommt Schwester Alexandra. Um dem Vorwurf zu begegnen, meine Begeisterung fuße auf dem verklärten Blick in die Vergangenheit: Ich war nachweislich von der ersten Begegnung mit Alexandra so begeis-

„Nehmen Sie alle, wirklich alle, vorstellbaren guten Eigenschaften eines menschlichen Wesens: Heraus kommt Schwester Alexandra.“

tert. Und ich glaube, es ging allen anderen genauso.

Unvergesslich eingebrannt haben sich mir solche Bilder: Schwester Alexandra, als Einzige mit den gelegentlichen Tücken des damaligen ITS-Monitorings („Sirecust“) oder der betagten Servo-Beatmungsmaschine



fertig werdend, kniend vor dem Regelteil des Gerätes. (Ich habe nie erlebt, dass sie einen Techniker rufen musste. Woher hätte der auch kommen sollen?)

Im nächsten Moment, Schwester Alexandra liebevoll und tröstend mit einem Angehörigen redend. Kurz darauf, die gleiche Schwester Alexandra, mit einem Wischeimer für Sauberkeit im Flur sorgend, dabei selbst immer wie aus dem Ei gepellt. Ich habe sie nie ungehalten oder verärgert gesehen. Im positivsten Sinne Respektsperson, ruht Schwester Alexandra in ihrem Glauben und überträgt diese Ruhe auf andere. Gerade letzteres war im Zusammenspiel mit der damaligen Chefärztin Frau Dr. Wuttke – bekannt für ihr

zuweilen stürmisches Temperament – nicht unwichtig. Ich erinnere mich an keinen meiner studentischen Wochenendeinsätze, an dem Alexandra nicht auf ITS anwesend gewesen wäre. Man hätte sich ansonsten auch sofort Sorgen gemacht.

Wenige Jahre nach der Wende hat Schwester M. Alexandra für sich entschieden, dass sie in Halle nicht mehr unbedingt gebraucht wird. Schon immer slawophil, ist sie auf eigenen Wunsch nach einer Vorbereitungszeit in Rom nach Nowosibirsk gegangen, wo sie zunächst jahrelang Obdachlose in der Bahnhofsmision betreut hat: eine körperlich und psychisch äußerst anstrengende Tätigkeit.



Später hat Schwester Alexandra gemeinsam mit anderen Ordensschwestern (sie ist die einzige deutsche) ein Waisenhaus in Novosibirsk aufgebaut. Bei unserem letzten Wiedersehen vor zwei Jahren war sie weiterhin dort tätig, drahtig, voller Elan und Lebensfreude, wie eh und je. Aktuelle Informationen zur Arbeit vor Ort findet man unter: www.sibcaritas.ru. Über einen Link zu Instagram gibt es sogar einen lieben kurzen Gruß von Schwester M. Alexandra.

Das, was wir heute haben, ein klasse Krankenhaus im Herzen von Halle mit großer Geschichte und spannender Zukunft, haben Ordensschwestern wie Alexandra und viele, viele andere geschaffen. Dafür gebührt Ihnen allen unser tiefster, herzlichster Dank.

Ist es vermessen, wenn ich uns wünsche, dass wir alle ein ganz klein wenig Ordensschwester sein mögen? Vermessen vielleicht nicht. Aber unendlich schwer.

Dr. Ekkehard Beyer





Maria Rehmman, Auszubildende von 1961 bis 1965 (Maria Rehmman, geb. Weber). Bis zum Renteneintritt blieb sie der Krankenpflege als Gemeindeschwester bzw. Leiterin einer Sozialstation treu.

Die Ausbildung stand unter Leitung von Schw. M. Agnes. Diese wurde von uns „Kantor“ genannt und ist mir bis heute als sehr mütterlich, vielleicht weil ich damals sehr junge Schwesternschülerin war, in Erinnerung geblieben.

Während der Ausbildung entstand bei mir der Wunsch, in den Orden einzutreten. Jedoch kreuzte ein junger Mann, der im EK das Jahr für Gott absolvierte, meinen Lebensweg. Wir sind jetzt 55 Jahre verheiratet. Das unter strenger Aufsicht gelernte gründliche Putzen hat mein Leben bis heute geprägt.

Was wünsche ich dem Haus für die Zukunft?
Dass das Krankenhaus erhalten bleibt und der Geist nicht verschwindet.

Adolf Rehmman, machte von 1962 bis 1963 ein „Jahr für Gott“.

Im Krankenhaus habe ich sehr engagierte Menschen kennengelernt. Besonders in Erinnerung sind mir die Ordensschwestern der Röntgenabteilung, aus dem OP, sowie Schwester M. Alberta und Schwester M. Edeltrud. Von ihrem energischen Auftreten war ich begeistert.

Die EK-Zeit hat den Grundstock für meinen Lebensrhythmus gelegt. Seither bin ich ein „immer Suchender“ in Glaubensfragen.

Ich wünsche mir, dass der Geist trotz aller widersprechender Zeichen der Zeit weiterlebt.

Sr. M. Daniela Gärtner (81)

war ihr ganzes Berufsleben (mehr als 40 Jahre) im St. Elisabeth-Krankenhaus im Labor tätig (z. T. als Chefin), seit Beginn ihres „Rentnerdaseins“ war sie im Speiseraum und für den Gästebetrieb im Konvent tätig

„Meine schönsten Tage in meinem Leben war die Zeit der Arbeit im Labor. Dabei denke ich besonders gern an den damaligen Chef, Dr. Peisker, der sich sehr für seine Mitarbeiter eingesetzt hat.“



Erinnerungen/ Erlebnisse

Bevor ich im Mai 1991 in den OP (Blinddarm) gefahren wurde, betete eine Ordensschwester im Anaesthetiearbeitsraum mit mir und für meine OP; Schwester M. Edelburgis, die unermüdlich allabendlich mit einem Lautsprecherwagen auf „ihre Stationen“ zum Abendgebet fuhr; die freundliche, schlichte und stets um Ausgleich unter den Mitarbeitern bemühte Pflegedirektorin Sr. M. Magdalena Döring; die strenge, aber gerechte und kluge Pflegedirektorin Sr. M. Edeltrud.

Was hat mich geprägt?

Der Mut der Schwestern, ihr gesamtes Leben dem Dienst an den Kranken und Bedürftigen zu widmen.

Was wünsche ich dem Krankenhaus?

Dass etwas vom Geist der Ordensschwestern spürbar für die Patienten und unter den Mitarbeitern bleibt.

Anregung, damit „etwas bleibt“
Bewusste Gestaltung des jährlichen Elisabeth-Tages 19.11. und/ oder des Gedenktages von Schwester Maria Merkert 14.11. im Krankenhaus für Mitarbeiter, Patienten und Öffentlichkeit.

Dr. Manfred Brümmer



Schwester Cassiana

Sie saß am Ende des Flures links hinten in der Verwaltung. Oder hieß es Büro? Es ist lange her, 1979, aber auch wie gestern.

Von ihr haben wir jeden Monat den Lohnstreifen bekommen, der fein säuberlich aus einem großen Folianten, wie es sie nur in Buchhaltungen und Kirchen gibt, herausgerissen wurde.

1,5 cm war er breit, 44,0 cm lang, mit 32 Spalten und gezähnt, wie sonst nur Briefmarken. Ganze 66 Quadratzentimeter war er groß, aber alles war drauf: Das Gehalt in Brutto und Netto, Lohnsteuer, SV-Beitrag, Ehegatten- und Kinderzuschlag, Name, Monat und Jahr.

Zu zweit haben Schwester Cassiana und Frau D. die wohl gesamte Verwaltung des Krankenhauses bewältigt. Und "Cassi", wie sie liebevoll von vielen genannt wurde, ist immer freundlich und gelassen gewesen. Die Ruhe selbst, obwohl ihre Kasse nicht immer voll gewesen sein wird.

In der Neuzeit hat die Anzahl der Mitarbeitenden in den Verwaltungen deutlich zugenommen und auch der Lohnstreifen ist gewachsen. Zur Orientierung: Eine DIN A 4-Seite hat 624 Quadratzentimeter.

Schwester Cassiana hat im Büro himmlische Zeiten gehabt und hat sie wohl auch heute noch.



Ihre Unterschrift im Ausweis für Arbeit und Sozialversicherung der DDR





Graue Schwestern – von wegen!

„Sankkkkt Barrbarrra Krrrrrankenhaus – einen Moment, ich verrrrinde!“ So klang es mir jedes Mal am Telefon entgegen, wenn ich dienstlich – damals noch als junge Ärztin am Krankenhaus Halle-Dölau tätig – in der Barbarastraße anrief, meist um für einen

unserer jungen Patienten einen speziellen Ultraschall-Termin zu vermitteln. Denn zu DDR-Zeiten gab es dort die gute Technik. Hinter der freundlichen Stimme mit dem rollenden „R“ verbarg sich eine der Ordensschwestern dort, das war mir klar. Als ich dann im Jahr 1995 meine Arbeit am



St. Barbara-Krankenhaus antrat, lernte ich sie persönlich kennen – Schwester Ingeborg. Und welche Überraschung! Aus dem Pfortenstübchen schaute mich sehr freundlich eine ganz und gar nicht graue Schwester an. Nein, ein schönes Gesicht mit lebhaften braunen Augen und – einem kirschroten Lippenstift! Das hat mich beeindruckt. Ich habe mit Schwester Ingeborg im Laufe der Jahre etliche Unterhaltungen geführt, und mich hat diese Frauen-Persönlichkeit sehr beeindruckt. Schön, sehr gebildet, mit Tiefgang und einem wundervollen Humor. Sie wurde für mich zum Sinnbild dafür, wie innerhalb eines uniformen Klosterlebens doch eine gewisse Individualität bewahrt werden konnte.

Die schwarze Strumpfhose

Von meinem Arztzimmer im 3. Stock der KJPP- Klinik, damals noch im Gebäude IV, konnte ich zu dem gelben Konventsgebäude, wo die Ordensschwestern wohnten, hinübersehen. Und jeden Montag Morgen flatterte dort auf dem Balkon eine frisch gewaschene schwarze Strumpfhose. Dieser Anblick berührte mich sehr, wurde ich doch so Zeuge eines intimen Momentes aus dem sonst für uns unsichtbaren Klosteralltag. Natürlich hatten die Schwestern auch Wäsche zu

machen... und hatten Strümpfe. Später lernte ich, wie wenig Kleider sie besaßen – je eins für Alltag, Arbeit und Fest. Und dazu je eine Strumpfhose, dazu eine warme für den Winter. Neben der aktuell flatternden schwarzen Strumpfhose besaß deren Trägerin also offenbar lediglich ein weiteres Exemplar, welches sie gerade am Leibe trug. Und so grüßte ich im Stillen jeden Montag hinüber zu der Strumpfhose, für mich exemplarisch für diese schlichte Selbstverständlichkeit, mit der hier dieses karge Klosterleben gelebt wurde.

Dann kam der große Umbau, das Konvent in der Barbarastraße wurde von den Ordensschwestern leergezogen. Der Abschied fiel ihnen allen sichtlich schwer. Aber auch dieser neuen Herausforderung stellten sie sich tapfer.

Nun ist der Balkon leer. Keine schwarze Strumpfhose weht mehr am Montag Morgen. Manchmal schaue ich hinauf – und vermisse sie.



Beten mit den Vorgesetzten am Arbeitsplatz

Mit dem Beten bin ich seit meiner frühesten Kindheit vertraut. Beten, daheim oder in der Gemeinde, war bis dato für mich stets eine sehr intime Handlung, in einem Schutzraum. Mit dem Wechsel vom Bezirkskrankenhaus Halle-Dörlau zum St. Barbara-Krankenhaus vollzog ich zugleich einen Wechsel von „Rot“ nach „Schwarz“. Ich bin evangelisch, die kirchlichen Bräuche waren mir vertraut, jedoch hatte ich bisher noch nie an einem kirchlichen Haus gearbeitet.

Die Erfahrung des gemeinsamen Gebetes von Ordensschwestern, Vorgesetzten, Mitarbeitern und Patienten hier am Haus hat mich nachhaltig geprägt. Wenn man Schulter an Schulter mit seinem Vorgesetzten betet, dann entsteht eine ganz besondere Verbindung, die über das rein dienstliche Verhältnis weit hinausgeht! Und nicht nur das – ich erlebte, wie mit völliger Selbstverständlichkeit die Krankenhausleitung zu Trauerfeiern von Mitarbeiter-Angehörigen erschien, dort mitbetete und mitweinte. Es war ein Mittragen von Leid, aber auch von Freude. Und von gemeinsamer Verantwortung für die Gemeinschaft hier am Krankenhaus.

Starke Persönlichkeiten aus dem Orden

Als ich 1995 hier zu arbeiten begann, zogen sich die Ordensschwestern aus dem Klinikalltag bereits weitgehend zurück. Diejenigen, die noch aktiv wirksam waren, hatten eine ungebrochene Ausstrahlung, jede in der ihr eigenen Weise. Hier wären einige zu nennen – Schwester Clothildis, die mit Inbrunst das rote Auto von Pater Wolfgang reinigte und dabei fröhlich den Fußball an unsere Patienten zurückspielte, den diese versehentlich über den Zaun geschossen hatten. Schwester Ingeborg habe ich schon erwähnt. Schwester Roswitha, diese sanfte, kluge, feinfühligkeit Persönlichkeit, mit ihren warmen Händen. Schwester Magdalena, eine große, starke Frau, die im privaten Gespräch einmal äußerte, wie schwierig es für starke Frauen werden kann, wenn auch sie einmal schwach werden. Besonders beeindruckend – Schwester Dominika! Auf den ersten Blick stark, unerschütterlich, ja fast rau. Ihre Autorität ohne jeden Zweifel von jedem akzeptiert, von der Schwesternschülerin bis hin zum Geschäftsführer. Dann aber, im Laufe der Jahre, wurde ihre weiche, tolerante und humorvolle Seite für mich immer deutlicher erlebbar. Nie werde ich einige ihrer großartigen Reden vergessen, so die zur Verabschie-

dung von Dr. Brümmer, mit Scharfsinn, Humor und viel Herzblut gehalten. Ihre Rede zur Einweihung des muslimischen Gebetsraumes an unserem Krankenhaus habe ich erlebt als ein mutiges Bekenntnis zum interreligiösen Austausch in schwierigen Zeiten – im Dienste des einen großen gemeinsamen Ziels.



Meine Wünsche für das Haus für die Zukunft

Möge dieses Haus auch in Zukunft ein Haus des Glaubens bleiben. Orden werden vergehen, Grau ist nicht mehr "in". Alles ist bunter und lauter und schneller geworden. Spiritualität wird jetzt anders, moderner gelebt. Das hat sicher auch sein Gutes. Aber es

gibt Bewahrenswertes aus den alten Zeiten, das über den Grundauftrag für den Dienst am Menschen hinausgeht.

Ich wünsche dem Haus, dass hier auch in Zukunft ein besonderer menschlicher Zusammenhalt der Dienstgemeinschaft spürbar ist.

Dass weiterhin gemeinsam gebetet wird.

Dass Spiritualität und Glauben nicht etwa nur noch als besonderes Markenzeichen daherkommen, sondern als innere Haltung gelebt werden.

Dass in all der Fülle der materiellen und finanziellen Möglichkeiten eine gewisse Schlichtheit im Sein bewahrt bleibt. Dass das Haus offen bleibt für diejenigen, die seiner Hilfe am meisten bedürfen im Sinne des Uranliegens der Grauen Schwestern – für die Schwächsten in und am Rand der Gesellschaft.

Manuela Elz



Liebe Ordensschwestern,

auch wir, das heißt alle Mitarbeiter*innen des Sozialpädiatrischen Zentrums am Standort St. Barbara, möchten Sie herzlich grüßen. Sie haben den Grundstein für unsere Arbeit mit behinderten und entwicklungsauffälligen Kindern gelegt und uns immer im Gebet begleitet. Dafür möchten wir Ihnen herzlich danken. In den letzten 27 Jahren ist unser SPZ immer weiter gewachsen und gehört jetzt zu einem der Großen in Deutschland. Bis 2008 haben einige von Ihnen hier im BK gelebt und waren im Krankenhaus tätig. Sie haben dem Haus ein „Gesicht“ gegeben.

An einem aufregenden Tag im Oktober 2011 konnten wir uns revanchieren. Am Standort

St. Elisabeth wurde bei Bauarbeiten eine Bombe gefunden. 58 Ordensschwestern zusammen mit Schwester Doris mussten evakuiert werden und kamen zu uns ins BK. Zum Glück war die Etage der Frühförderstelle noch leer (2012 eröffnet) und wir richteten schnell wohnliche Zimmer ein. Sowie ein SPZ-Mitarbeiter seine Patienten verabschiedet hatte, stand er zur Verfügung für Gesprächsgruppen, zur Vorbereitung eines gemeinsamen Mittagessens, Kaffeetrinkens und Abendessens, für Führungen durch den Park und Erklärung der Kunstobjekte in den Häusern. Während der Bombenentschärfung gab es eine Gebetsgemeinschaft in der Maria Merkert Kapelle. Gerade hatten wir den Plan fertig, wer welche Schwester nachts zum Schlafen mit nach Hause nimmt, da kam um halb Neun am

Abend der Entwarnungsanruf. Die SPZ-Mitarbeiter brachten Sie wieder ins EK und jede konnte doch im eigenen Bett schlafen.

Einhellige Meinung: Es war ein schöner Tag, so etwas machen wir mal wieder – aber bitte ohne Bombenfund. Die Schwestern haben uns später mit einem Lied zur Melodie „Am Brunnen vor dem Tore“ überrascht:

1. Am Kloster, vor den Mauern, da liegt ne Bombe still. Sie wird entdeckt vom EK, das dort was bauen will. Es ist ein großer Schrecken, o weh – alles muss raus: Patienten und auch Schwestern, leer sein soll jedes Haus.
2. Die Schwestern ziehn zum BK, man nimmt sie freundlich auf. Alles ist wohl gerichtet, bereit sind Mann, Frau, Haus. Wir fühlen uns zu Hause, versorgt an Leib und Geist. Sogar der Schlaf ist sicher, wie es sehr hilfreich heißt.

Wir möchten Ihnen danken für Ihr Lebenswerk. Die Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth haben seit 1891 in der Stadt Halle (Saale) bis heute (somit 130 Jahre lang) viel Gutes für die Genesung von Menschen an Leib und Seele bewirkt. Danke. Für Ihren Umzug und das Einleben in der neuen Heimat wünschen wir Gottes Geleit und Segen.

Im Namen der Teams von SPZ und IFF-SPZ
Dr. Christiane Fritsch





Liebe Schwestern,

erstmals am 10. Oktober 2015 sind aus Ihren Händen und begleitet durch Ihre Herzen und das Geläut der Klosterglocken die „Himmelswünsche“ aufgestiegen. Seitdem haben Sie an 2.063 Tagen für fast 12.000 neugeborene Kinder einen Ballon, versehen mit der von den Eltern geschriebenen Himmelswunschkarte, auf eine symbolträchtige Reise geschickt. Dafür danken wir Ihnen im Namen der Familien herzlichst.

Liebe Schwestern, hochverehrte Schwester M. Dominika, vielleicht gerade weil die Geburtshilfe ein Bereich der Medizin ist, in dem Glück und Freude über den Beginn eines neuen Lebens das scheinbar Selbstverständliche und Normale sind, sind Situationen und Schicksale, in denen schwere Krankheit oder

gar Tod der Schwangeren, des ungeborenen Kindes oder des Neugeborenen an erster Stelle für die betroffenen Familien, aber auch für das Therapeutenteam besonders schwer zu akzeptieren und zu verkraften.

Ebenso konnten unsere Patientinnen in der Frauenheilkunde in schweren und schwersten Situationen und Phasen ihrer Erkrankung erleben, dass Krankenhaus nicht nur Behandlung bedeutet. Der Umgang mit Schmerz und Leid wurde durch Sie, liebe Schwestern, mit persönlichen Gesprächen und Gebeten erleichtert oder gemildert.

Wir sind dankbar, dass die durch Sie, liebe Schwestern, geprägte Spiritualität unseres Krankenhauses und der in besonderen

Situationen, bei Ihnen, hochverehrte Sr. M. Dominika, eingeholte persönliche Rat ein steter Leitfaden, eine Orientierung und unser Halt waren. Sie, liebe Schwestern, haben uns oft versichert, dass gerade in solchen Situationen Sie uns in Ihre Gebete einschließen. Wir sind uns sicher, dass trotz Ihres Umzuges und der damit verbundenen räumlichen Distanz wir auch weiterhin auf diesen geschätzten Beistand setzen dürfen.

Für Ihren Umzug, Ihre Ankunft und Ihr Zusammenfinden an einem neuen Ort wünschen wir Ihnen die notwendige Kraft, viel Gesundheit und Gottes Segen.

Im Namen des Teams der Frauenheilkunde und Geburtshilfe

Dr. Sven Seeger
Dr. Tilmann Lantzsch
Yvonne Fehse





Liebe Schwestern,

Sie haben mich mein ganzes Berufsleben begleitet. Gelernt habe ich vor über 30 Jahren im EK, wechselte dann ins BK und nach der Fusion wieder ins EK.

Die ruhige und auf den Nächsten fokussierte Art der Ordensschwestern und die Verwirklichung der christlichen Nächstenliebe durch Sie werden mir fehlen. Ihnen alles Gute für Ihren Umzug ins Mutterhaus. Gott schütze Sie. Einen besonderen Gruß an die ehemalige Schulleiterin Schwester Roswitha.

Astrid Sommer

In meiner Arbeit als Architekt im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara ab 1990 hatte ich viele gute Begegnungen mit und Kontakte zu den Ordensschwestern – schon allein durch das Baugeschehen im Zuge der Sanierung, Modernisierung und Neubauten am Kloster. Oft wurde durch den Baulärm den Schwestern einiges zugemutet, aber immer blieb die Freude über das Erreichte.

Auch ließen die Schwestern viele gute fachliche Anregungen aus ihrem reichen Erfahrungsschatz in die Planung und Ausführung des Krankenhausneubaus einfließen. Über diese segensvolle langjährige Zusammenarbeit ließe sich noch Vieles mehr im Einzelnen berichten.

Mein Dank, gute Wünsche und Gottes Segen allen Schwestern von der Heiligen Elisabeth.

Dipl.-Ing. Georg Gebhardt
(ehem. Leiter der Bauabteilung)



Verehrte Schwestern,

wir Kinderärzte und Kinderkrankenschwestern haben allen Grund, Ihnen Dank zu sagen, dass Sie sich 1891 der Pflege und Behandlung kranker und bedürftiger Kinder hier in Halle (Saale) angenommen haben. Diese Arbeit hat das Krankenhaus geprägt und

wird lange nachhallen! Wir verneigen uns vor Ihrem Lebenswerk. Wir danken Ihnen von Herzen für die selbstlose Hingabe für die uns anvertrauten Patienten und ihre Familien.

Bleiben Sie behütet!



www.gottgewollt.info
ISBN: 978-3-96311-219-5

Herausgeber:

Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara Halle (Saale) GmbH
Jan-Stephan Schweda (V.i.S.d.P.)
Mauerstraße 5 | 06110 Halle (Saale)

Layout / Satz:

Elfie Hünert

Bildnachweis:

Marco Warmuth
Janos Stekovics
Archiv

Quellen:

www.gottgewollt.info
www.onlinebuch.com/neuerscheinungen/er-aber-zog-seine-strae-froehlich.php

Danke

Wir nehmen Abschied und sagen Danke – mit einer kleinen Sammlung von Erinnerungen an 130 Jahre Arbeit mit den Schwestern von der heiligen Elisabeth am Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara Halle (Saale)

